

Nie wieder ganz unglücklich ... - Notizen zu einer Klassenfahrt nach Rom

Ich hatte gefürchtet, grüne Tücher würden die Fontana di Trevi verhüllen. Seit Jahren waren viele der schönsten Monumente Roms von Stahlgerüsten umstellt, auf denen Restaurateure die schwarze Schmutzpatina abzuwaschen versuchten, die den Marmor seines Glanzes beraubt und zum düsteren Zeugnis der Verwahrlosung gemacht hatte.

Der erste Spaziergang am Abend nach der zwölfstündigen Fahrt mußte zum Trevibrunnen führen, über die Piazza Navona, vorbei am Pantheon, am Obelisk, der für die Sonnenuhr des Augustus als Zeiger gedient hatte, und vorbei an der Säule zu Ehren Mark Aurels. Die dreißig Gymnasiasten sollten schon am ersten Abend etwas von der Gewalt der Schönheit spüren - und nichts ist gewaltiger als der triumphale Empfang, den die Stadt dem Wasser bietet, dort wo die großen Aquädukte enden. Hundertzweiundzwanzig Jahre, nachdem Urban VIII. den Auftrag gegeben hatte, den Trevibrunnen neu zu gestalten, 1762, war der Brunnen fertig, eine Baustelle also für mehrere Generationen. Diesen langen Atem haben wir nicht mehr.

Aber wir hatten Glück, nur ganz oben in einer Ecke der Palastfassade hing ein Gerüst. Und wie in einem Theater sitzend sahen wir zu, wie der Meeresherr im Muschelwagen auf die Bühne fährt, über die das Wasser in großen Stößen stürzt. Tritonen mit Muschelhörnern lenken die Wasserpferde, ein Schauspiel, das keiner mehr vergessen kann.

Über das Hotel rümpfen einige die Nase: dunkle, schmale Gänge, abgenutzte Möbel, fleckige Tapeten, tropfende Wasserhähne. Neben dem Eingang das Tor zu einer weiträumigen Garage. Aber der schäbige Garagenschlund führt ins Mittelalter, ja bis in die Antike hinein, in das erste aus Stein gebaute Theater Roms, das Pompeius 55 v. Chr. mit glanzvollen Spielen einweihte. Wir wohnen in den Substruktionen des halbrunden Zuschauerraums, radial verlaufende, keilförmige Passagen folgen der antiken Architektur.

Die Autogarage ist der ehemalige Pferdestall des Hotels, das in die Theaterruinen hineingebaut wurde - vor einem halben Jahrtausend. Noch das düstere Labyrinth bezeugt die monumentale Größe, deren Verfall das Kommende geprägt hat. Wir erleben die Gleichzeitigkeit der Epochen, im Neuen ist das Alte enthalten. "Alles durchdringt, alles bedingt einander", heißt es bei Werner Bergengruen. "Der Vorstellung, Rom hätte vor zweitausend Jahren unter Denkmalschutz gestellt werden können, eignet etwas Beklemmendes, etwas Schauerliches. Denn dies ist eine Stadt des Lebens, nicht eine Stadt konservierender Archäologie. Das Leben aber wird an irgendeinem Punkte immer wieder auf die Grenzen stoßen, da die Pietät lebensfeindlich wird, und wird, da es ja sich selber nicht verneinen kann, diese Grenze, gleichgültig und bedauernd, hinter sich lassen. Vergänglichkeit und Dauer als die beiden Pole alles irdischen Daseins zu sind in Rom in einer unvergleichlichen Weise einander nahegerückt, ja miteinander verschmolzen."

Die Klagen über das Albergo verstummen schnell, rasch nistet man sich ein im uralten Gemäuer, der Genius loci teilt sich mit. Hier, im Areal des Pompeiustheaters, ist Cäsar ermordet worden, hier, auf dem Marsfeld gab es schon in republikanischer Zeit eine Fülle von Säulenhallen, Tempeln, Thermen und Theaterbauten, hier folgen noch viele Straßen dem Verlauf antiker Wege, die sich tief unter dem buckligen Kopfsteinpflaster von heute hinziehen, hier war immer Leben, urbanes Leben, auch im Mittelalter, als die Stadt auf dieses enge Gebiet zusammengeschrumpft war.

Frühstück in den Bars vor dem Hotel, einige gehen mit zur Bar Farnese, wo die Hörnchen besser sind und die Aussicht einem fast den Atem nimmt. Über parkende Autos und lauernde

Abschleppwagen hinweg fällt der Blick auf die gigantischen Badewannen aus ägyptischem Granit, aus denen zierliche, liliengekrönte Marmorschalen ragen, und auf die ernste Fassade des Palazzo Farnese. Nirgends hat mich das Schöne stärker gepackt als hier. Form und Maß inmitten von Chaos, Unrat, Verfall. Wie die Jungen das wahrnehmen, erfahre ich nicht.

Schnell haben sich die Schüler an die köstlich flüchtige Frühstücksart gewöhnt, die nordische Schwere schwindet, das Leben wird leichter, das Tempo steigert sich.

Es sind nur ein paar Schritte bis zum Campo de' Fiori, dem römischsten aller Plätze, dem malerischen Markt am Vormittag, der sich am frühen Abend für die Buben aus dem Viertel in einen Fußballplatz verwandelt, ringsum Trattorien, Pizzerien, Bars, ein Lebensmittelgeschäft, ein Kino, eine Enoteca, neuerdings Vineria genannt, in der schicke und ausgeflippte Leute schnell mal ein Glas Prosecco trinken - und in der Mitte Giordano Bruno mit der Mönchskutte, der Philosoph, der am 17. Februar 1600 hier verbrannt wurde, weil er seine Lehre nicht widerrief.

Was nehmen die Siebzehn- und Achtzehnjährigen auf, die zum erstenmal hier sind? Wieder ist alles gleichzeitig da: Der sich kühn auftürmende Palazzo Pio steht auf den Grundmauern des Venustempels, den Pompeius an sein Theater angebaut hatte; mittelalterliche Häuser mit abbröckelndem Putz, innen renoviert, man sieht am Abend prächtige Balkendecken; die zart gezeichnete Renaissancesfassade der Cancelleria; Giordano, der in unsere Zeit vorausdachte, und sein Denkmal, das, indem es vorwurfsvoll dem Vatikan entgegenblickt, den Protest der weltlich gewordenen Stadt gegen die Kirche ausdrückt.

Wir sprechen von der Überwindung des mittelalterlichen Denkens, von der Unendlichkeit der Welten, von der Eroberung des Kirchenstaates durch italienische Truppen, vom Papst als "Gefangenem" im Vatikan; wir versuchen das Lebensgefühl der Renaissance zu verstehen, das sich in den großen Palazzi manifestiert; wir vergleichen die Fassade der Cancelleria mit der des Farnese-Palastes und ziehen die Entwicklungslinien weiter ins siebzehnte Jahrhundert, von dem das Stadtbild hauptsächlich geprägt ist.

Kunst, Philosophie, Politik, Stadtgeschichte - zahllose Fäden laufen auf diesem einen Punkt zusammen, hier konzentriert sich, was in der Schule immer nur Wort und Name geblieben ist. Ich glaube das Erstaunen über dieses dichte Geflecht zu spüren, in das einzudringen für manchen Mühe, für einige aber Lust ist. Wenn nur bei einem diese Lust geweckt würde, hätte die Reise schon ihren Sinn gehabt.

Via Giubbonari, halb neun am Morgen. Die Kleiderboutiquen sind noch geschlossen. Es gibt viele jüdische Geschäfte hier, das Ghetto ist nah. Paul IV., der den Terror der Inquisition propagierte, hatte die Juden 1555 hier eingesperrt, sie durften nur mit alten Kleidern und Hausrat Handel treiben. Wir gehen an den schildkrötentragenden bronzenen Knaben auf der Piazza Mattei vorbei, vorbei an der Porticus der Octavia, über den antiken Rindermarkt mit seinen Monumenten, werfen einen Blick in das Schatzkästlein S. Maria in Cosmedin und steigen zwischen grün überwucherten Mauern zum Aventin hinauf. In der frühchristlichen Basilika, die der heiligen Sabina geweiht ist, lesen wie die riesigen goldenen Mosaikbuchstaben hoch oben an der Rückwand, wir amüsieren uns über einen Schreibfehler, über die schiefen Zeilen, und werden doch nachdenklich: Wer war dieser Petrus aus Illyrien, der die Kirche gegründet hat? Natürlich ein reicher Mann, aber er hat, wenn wir der Inschrift glauben dürfen, in der Hoffnung auf ein besseres Leben auf die Genüsse des irdischen Daseins verzichtet.

Dann hinab zum Friedhof an der Cestius-Pyramide. Kein Schüler kennt die Dichter, Wissenschaftler, Künstler, Philosophen, die hier begraben sind, nicht einmal die berühmtesten,

Keats und Shelley, Antonio Gramsci, Goethes Sohn. Erde voll Tränen, begrabene Sehnsucht. "Ich sterbe auf römischem Boden", schrieb ein fünfundzwanzigjähriger Dichter seinen Eltern ins Schwabenland. Nur hier war er glücklich, hier war auch der Tod Erfüllung. Wer kann das nach eineinhalb Jahrhunderten noch verstehen?

Und Wilhelm von Humboldt: Zwei seiner Kinder liegen hier, und wieder stockt mir die Stimme, wenn ich vorlese, wie er Schiller vom Tod des neunjährigen Carl Wilhelm berichtet: "In kaum 36 Stunden lebte er nicht mehr. Sein Tod war sanft, er hatte fröhliche Phantasien, litt nicht und ahnte nichts. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Er ging immer mit mir spazieren; er fragte nach allem; er kannte die meisten Örter, die meisten Ruinen; er war bei jedermann beliebt, weil er mit jedem, und jetzt schon recht gut, italienisch sprach. Das ist nun alles dahin, und wohin? gegangen. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist dann noch gewiß?" Und einige Monate später, an Karoline: "Es heißt mit rascher Hand in die Wunde des Lebens greifen, wenn man so einen Verlust ganz fühlt, und wund ist immer auch das glücklichste Leben. Wenn es nicht schmerzen soll, will es nur halb berührt sein. Es ist nicht, daß man litte, aber daß man sehen muß, daß das Schönste getrübt ist, daß man es auch mit dem besten Willen nur immer halb genießt, daß man von allen göttlichen unendlichen Gestalten nur Schatten sieht und nur Schatten ist, das ist das Entsetzliche."

Vorletzter Tag, Vatikanische Museen. Der Eintritt von umgerechnet fast zwölf Mark läßt manchen zögern. Mein Argument, daß viele Menschen aus anderen Kontinenten zigtausend Kilometer Flugreise auf sich nehmen, nur um die gereinigten Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle zu sehen, überzeugt wenig. Der geplante Kauf einer Nichtigkeit erlaubt in einigen Fällen keinen Museumsbesuch mehr. "Wer Urteilskraft besitzt und etwas von der Malerei versteht", schreibt Vasari über das Jüngste Gericht, "der erkennt hier die erschreckende Gewalt der Kunst, sieht in den Gestalten Gedanken und Leidenschaften, die kein anderer außer Michelangelo je gemalt hat. Glücklich kann sich wirklich nennen und ein beseligendes Andenken bewahrt in sich, wer dieses tatsächlich herrliche Wunderwerk unseres Jahrhunderts gesehen hat."

Sylvia freilich bleibt völlig unberührt von Michelangelos Fresken. Das Pantheon habe sie beeindruckt, aber weder die harten Farben der restaurierten Bilder noch der "alte" Michelangelo mit seiner dunklen Patina könnten ihr etwas sagen. Nur die unmittelbare Wirkung wird akzeptiert, weil man der überlieferten Größe mißtraut. Die Gewalt der Kunst, die Michelangelos Zeitgenossen in seinen Bildern spürten, ist ausgelaugt von der millionenfachen Reproduktion, der Inhalt verblaßt, der Umweg übers Gehirn ist unumgänglich.

Aber wer will so lange auf das große Gefühl warten? Die früheren Rom-Fahrer kamen schon vollgepackt mit Gefühlen an, und es brauchte nur noch die Bestätigung, daß das existierte, was man sich vorgestellt hatte. Im Extremfall scheiterte die Reise sogar, weil die Last der Ideen, die in Rom verkörpert sind, ein modernes Subjekt geradezu niederschmettern kann. C. G. Jung zum Beispiel wunderte sich, daß Menschen nach Rom reisen wie nach Paris oder London. "Gewiß kann man das eine wie das andere ästhetisch genießen, aber wenn man von dem Geist, der hier gewaltet hat, auf Schritt und Tritt im Innersten betroffen ist, wenn ein Mauerrest hier und eine Säule dort mich mit einem soeben wiedererkannten Gesicht anblicken, dann ist das eine andere Sache. Als ich 1949, schon in meinem hohen Alter, das Versäumte nachholen wollte, erlitt ich eine Ohnmacht beim Einkauf der Fahrkarten. Danach wurde der Plan einer Rom-Fahrt ein für allemal ad acta gelegt."

In der Mittagspause hinauf, über den Gianicolo, zum Park der Villa Doria Pamfili. Herbstlicht, helle Kieswege über grünen Kuppen, vereinzelte Jogger, ein Liebespaar am Brunnen vor dem Casino Belrespiro, berittene Polizei, ein Mann und eine Frau, ganz unmartialisch im heiteren

Gespräch, Siesta zu Pferd.

Leichtigkeit des Daseins, überall sprudelt das Wasser, noch einen Schluck, und hinunter zur letzten Besichtigungstour, zum Quirinal, zum Moses des Michelangelo in S. Pietro in Vincoli, nach S. Clemente, wo wir in immer tiefere Vergangenheiten hinuntersteigen. Am Kolosseum endet der Tag. Beim Abschiedessen spielen zwei alte Musikanten wie auf Bestellung "Arrivederci Roma", und als Roger für sie Geld sammelt, spielen sie es noch einmal.

Was wird bleiben? "Es ist ja nicht die Aufgabe, in Rom Kenntnisse zu erwerben", lese ich auf der Heimfahrt vor, wieder Bergengruen zitierend. "Kenntnisse vergessen sich und bleiben ein Bruchstück. Du warst hergekommen, um eine Erweiterung deiner Seele zu erfahren, die dir nie wieder verlorengehen kann. Und wie die Alten vom Zeus von Otricoli sagten, wer einmal sein Angesicht gesehen habe, der könne in seinem Leben nie wieder ganz unglücklich werden, so möchte ich meinen, wem ein römischer Aufenthalt beschieden war, dem müßte es unmöglich sein, ganz weiterzuleben, als sei nichts geschehen."

Schon fahren wir durch Nebelschwaden, nördliche Kälte fällt über uns her. Ich glaube, jeder spürt da etwas von jener Sehnsucht nach Wiederkehr, wie sie Jacob Burckhardt empfand, als er 1846 Rom verlassen hatte: "Ich weiß es jetzt, daß ich außerhalb Roms nie mehr recht glücklich sein werde und daß mein ganzes Streben sich trichterweise in dem Gedanken konzentrieren wird, wieder hinzukommen."

Süddeutsche Zeitung vom 3.12.1988.

Alle Zitate aus: *Franz Peter Waiblinger (Hg.), Reise Textbuch Rom. München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1986.*